

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1852) Unterhaltungsblatt**

70 (2.9.1852)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 2. September 1852.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

Nro. 70.

## Die Romanze.

(Schluß.)

Die Mutter Boudreau hatte den Austrag erhalten, am andern Morgen verschiedene Geräthschaften, die Frau von Kostain bei dem Auszuge aus ihrer bescheidenen Wohnung nicht wohl fortzuschaffen gewußt hatte, in das Hotel Sannois zu bringen. Die gute Frau war pünktlich, und als sie Leontinen half, die Bündel aufzuschüren und den Inhalt in den Schränken unterzubringen, sprach sie zu Letzterer:

„Ich bin froh, allein mit Ihnen zu seyn, Fräulein Dupré, denn ich habe Ihnen etwas zu erzählen, was mich sehr erstaunt hat, meiner Frau.“

„Was ist das denn?“ fragte Leontine.

„Würden Sie mir wohl glauben, daß, als ich gestern Abend gegen acht Uhr — ja, es mochte acht Uhr seyn, denn die Straßenlaternen waren schon lange angezündet — daß, als ich an der Thüre mit dem Kastanienhändler plauderte, ein junger, wie ein Prinz gekleideter, schöner Herr zu mir gekommen ist und sich nach einer jungen Sängerin erkundigt hat, die in unserm Hause wohnen sollte, wie er sagte, und an diesem Abend nicht, wie sie sonst an einem jeden Donnerstage zu thun pflegte, auf das Boulevard gekommen sei. Umsonst behauptete ich, diese Landstreicherin wohne nicht in unserm Hause; er bestand darauf, er habe sie am letzten Donnerstage in unsere Allee einbiegen sehen. Um ihm diesen Irrthum zu benehmen, habe ich ihm alle Miethsteute der Reihe nach hergenannt.“

„Und sie haben ihm auch meine Mutter angegeben?“ fragte Leontine etwas verdrießlich.

„Ohne Zweifel: Madame Dupré und ihre beiden Töchter. Habe ich etwa Unrecht gethan?“

„Doch nicht, wenn Sie nicht die Unvorsichtigkeit begangen haben, ihm unsere jetzige Wohnung zu verrathen.“

„Ich glaube nicht,“ versetzte die Mutter Boudreau verlegen, „ich glaube nicht, daß —“

Da trat Frau von Kostain in das Zimmer. Leontine gab der alten Frau ein Zeichen, sie möge nicht ausreden und mußte sie weggehen lassen, ohne sich über diesen Punkt beruhigende Gewißheit von ihr verschaffen zu können.

Da keine Dame dem Hauswesen des Herrn von Sannois, der allein mit seinem Sohne das Hotel bewohnte, vorstand, so fand dieser es für schicklich, seine Cousinen in ihren Zimmern bedienen zu lassen, so lange, bis Frau von Kostain so weit hergestellte war, in den Speisesaal mit ihren Töchtern heruntersteigen zu können.

Kein Bruder hätte für die Schwester eine zartfühlendere Freundschaft hegen können, als Herr von Sannois seiner armen Verwandtin erzeigte. Noch an demselben Tage that er die nothwendigen Schritte, daß Frau von Kostain von der Proscriptionsliste gestrichelt werde und sie Das, was von ihrem Vermögen noch vorhanden war, zurückerhalte. Alles — sprach er — berechtere ihn zu der Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg. Freude und Heiterkeit waren in dem Herzen der armen Frau wieder eingekehrt und Kräfte und Gesundheit stellten sich wieder bei ihr ein. Doch vergingen noch zwei oder drei Tage, ohne daß Herr von Sannois den Wunsch äußerte, ihr seinen Sohn vorzustellen. Da endlich bat er um die Erlaubniß, Gustav von Sannois, der sehr darnach verlange, seine Cousinen kennen zu lernen, bei ihr einzuführen.

„Wenn auch noch jung und dabei Soldat,“ äußerte er, „so ist Gustav doch gestittet und bescheiden, und auf ihn rechne ich hauptsächlich, um einen guten Erfolg der bei dem Ministerium angestellten Versuche zu erlangen.“

Herr von Sannois trat also am Abend mit seinem Sohne in das Zimmer der Frau von Kostain. Mit einer sehr angenehmen Figur verband Gustav das feinste und eleganteste Benehmen. Nach wenigen Augenblicken hatte er die Hochachtung der Frau von Kostain und ihrer Töchter gewonnen; er erzeigte seinen Verwandten eine größere Aufmerksamkeit und herzlichere Freundschaft, als man von einem ihnen bis dahin noch völlig unbekanntem Better zu erwarten berechtigt war. An dem Gespräch mit Frau von Kostain nahm er den lebendigsten Antheil, und mehr als einmal brachte er die Rede auf die arme Zufluchtsstätte, wo sie so lange und so müthig allen Leiden und Entbehrungen getroze hatte.

„Sehen Sie da meinen Schutzengel, der mir Muth einflößte,“ sprach Frau von Kostain und stellte ihm Leontine vor; „ohne sie hätte mein Herz schon längst zu schlagen aufgehört.“

Während Leontine schamhaft die Augen niederschlug, erzählte die kleine Julie eifrig und umständlich, mit welcher Aufopferung die gute Schwester für die kleine Familie gesorgt habe.

„Genug, genug, Julie,“ versetzte Leontine; „dies Alles ist so wenig und geringfügig, daß man eigentlich gar nicht davon reden sollte.“

Unmerklich hatte Gustav seine Blicke von Frau von Kostain weg und auf Leontine gewendet.

„Sollte sie es seyn, die auf dem Boulevard sang, um Mutter und Schwester zu erhalten?“ fragte er sich selbst mit unverständlicher Rührung.

Seine Vermuthung ward zur Gewißheit, als Frau von Kostain auf den Zeitpunkt zu sprechen kam, wo sie zum letztenmale das Zimmer verlassen hatte.

Von nun an brachte Gustav regelmäßig einige Stunden des Abends in Gesellschaft seiner Cousinen zu. Mehr und mehr erkannte er Leontinens Herzensgüte, ihre tiefe Einsicht und durchdringenden Verstand, und theilte bald den Enthusiasmus, womit das reizende, liebenswürdige Mädchen die Mutter und die Schwester erfüllte. Mit lebhafter Ungeduld harrte er der Stunde, wo es ihm erlaubt war, zu Frau von Kostain hinaufzusteigen und, um Alles zu sagen, Leontine schaute sehr oft nach der Tafeluhr.

Eines Abends sprach man von Musik, und zum erstenmale wagte Gustav die Frage an Leontine: ob sie singen könne? — eine Frage, die zu thun er bis jetzt aus einem ihm selbst unbekanntem Grunde sich gescheut hatte.

„Gewiß kann sie singen,“ antwortete Frau von Kostain an ihrer Stelle, „und zwar sehr gut, denn sie hat in Italien ausgezeichnete Lehrer gehabt. Leontine, meine Liebe, nimm die Guitarre und singe uns etwas.“

Seit dem Donnerstage, wo die arme Leontine zum letztenmale das Boulevard betreten, hatte sie keine Musik mehr gemacht. Die Bitte ihrer Mutter hatte sie sonderbar getroffen und ihr Gesicht mit Purpurröthe übergoßen. Um aber keinen Verdacht zu erregen, suchte sie ihre Aufregung zu bemeistern; zitternd stand sie auf und nahm das Instrument zur Hand.

„Was soll ich denn singen?“ fragte sie.

„Die Nina-Romanze,“ flüsterte ihr Gustav mit leiser Stimme zu.

Bei diesen Worten entfiel die Gitarre Leontines Händen.

„Sie waren es? Ach, Sie waren es?“ rief sie aus.

Der Frau von Kostaïn mußte man nun natürlich Alles gesehen, und man kann sich die Rührung denken, mit der die Mutter die Erzählung anhörte.

„Gott wird Dich segnen, meine Tochter!“ sprach sie, die Stirne des geliebten Kindes mit Küßen und Thränen bedeckend.

Am andern Morgen hielt Herr von Sannois bei seiner Cousine um Leontines Hand für seinen Sohn an.

„Wie, mein Freund?“ warf Frau von Kostaïn ein; „haben Sie auch bedacht, daß Sie Millionen besitzen und ich nichts?“

„Ich habe Alles bedacht,“ versetzte Herr von Sannois;

„Gustav wird unsern Enkeln hunderttausend Franken Renten hinterlassen, Leontine aber ihre Gitarre.“

### Die Ueberraschung.

Es war ein schönes, stattliches Dorf des schwäbischen Unterlandes, wo der Amtmann seit Jahren seinen Ruheß genommen hatte und der Landwirtschaft oblag. Er war ein Studirter, sogar ein schöner Geist, ein grundgescheidter Mann, der mit dem Zeitgeist rüstig Schritt hielt, ohne sich von ihm in irgend einer Weise fortreißen zu lassen. Es war wohl zumeist seiner Frau zu Lieb geschehen, daß er so frühe schon sein Amt aufgegeben und sich im Dorf niedergelassen hatte, auf den väterlichen Gütern, auf denen sie großgewachsen war. Obwohl sie sich längst zu ihm herangebildet, lebte und webte sie doch mit ganzer Seele in ihren Hanf- und Kartoffelpflanzungen, ihrem stattlichen Hühnerhof und ihren Gärten, wo sie die schönsten Gemüse zog, den meisten Kopfsalat überwinterte, und jederzeit vierzehn Tage vor der Frau Pfarrerin Lattich producirt.

Sophie war ihr einziges Tochterlein, ein junges Blut von siebzehn Jahren, leichtfüßig und leichten Herzens, hie und da ein wenig verlegen und unbeholfen, doch schaute eine so frische, lebendige Seele aus ihren schwarzen Augen, daß man das gern über sah. Das war freilich fatal, und Herrn Oberamtmanns Mathilde und Dekans Pauline aus der benachbarten Stadt äuferten sich oft recht bedenklich darüber, daß Sophie eben noch so gar ungebildet war. Sie hatte noch nichts von Schiller gelesen, und von Goethe kaum gehört, ob schon sie in des Vaters Bibliothek standen; und als ihr die Mathilde „das Haus“ von Friederike Bremer leihen wollte, da meinte sie: „Ja siehst du, ich habe eben den Tag über so viel zu thun, da mag ich Abends nicht auch noch lesen.“ — Die Mutter selbst, obgleich sie sich keiner classischen Bildung rühmen konnte, war über diesen Mangel an Strebsamkeit angefochten, durch den ihre Sophie so sehr zurückblieb hinter den Forderungen der Zeit, und meinte, man sollte das Mädchen doch auf ein Jahr nach Stuttgart thun; der Vater aber sah mit unbegreiflichem Gleichmuth zu, wie diese wilde Rose sich zwanglos am Vaterhaus hinauf rankte, und hatte seine Herzensfreude an der kindlichen Frische des Mädchens, das daneben ein solgsames und fleißiges Kind war, wie sie Bögel fütterte, oder schreiende Nachbarskinder herum schleppte, deren Mütter auf dem Felde waren, während Cousine Clara mit dem Provisor höchst mühselige vierhändige Sonaten einstudirte, oder mit eiskaltem Sähen den Bulwer las.

Clara, eine früh verwaißte Nichte des Amtmanns, war seit langen Jahren im Amtshaus daheim, eine volle, schöne Gestalt, blond und weiß und roth, wenige Jahre älter und viel cultivirter, als Sophie. Sie war fast zwei Jahre in Stuttgart gewesen, hatte daselbst Tanzen und Stücken, Kleider- und Putzmachen gelernt, auch einen Cours Literaturgeschichte gehört, von dem ihr einige unklare Erinnerungen zurückgeblieben waren. Sie verstand sich prächtig zu kleiden, machte seine Arbeiten, und wenn sie in Gesellschaft just nicht mitzusprechen wußte, so

machte sie doch wenigstens ein Gesicht, als ob sie Alles viel besser verstünde, und nur mit dem besten Urtheil nicht herausrücken wollte.

Da fand es denn alle Welt natürlich, daß der junge Practicus, der sich im nächsten Marktflöcken gesetzt hatte, und vom Amtmann als Hausarzt angenommen war, seine Huldigung alsbald Clara zuwandte, zumal sie auch für eine Erbin galt. Man bemerkte zwar nicht, daß er ihr ausdrücklich den Hof gemacht hätte, aber im Amtshause war er den lieben langen Tag zu finden. Niemals noch war jedes flüchtige Unwohlseyn der Insassen so überaus gründlich mit Vor- und Nachcuren behandelt worden, als zu jener Zeit. Ein Splitter, den sich Clara im kleinen Finger gefangen hatte, bedurfte einer achtstägigen Behandlung, die gute Mama sollte eine Warze an der Nase, deren Daseyn sie selbst ganz vergessen hatte, und die ihrer Schönheit längst keinen Abbruch mehr that, mit Negen und Anterbinden vertilgen lassen; selbst Käthchen, die alte Hausmagd, kam einst mit hellem Lachen, jetzt meine der Doctor gar noch, sie habe einen Reformatismus, weil sie sich eben den Fuß ein wenig übertreten habe.

Es war in der Gegend ein solcher Reichthum an Aerzten, daß es nicht zu verwundern war, wenn der Doctor, trotz seiner anerkannten Geschicklichkeit, so viel Zeit und Mühe auf dieses eine Kundenhaus verwenden konnte. Er war es müde geworden, mit seinem Apotheker halbe Tage lang Schach zu spielen und über die robuste Bevölkerung zu lamentiren, und diese noch schwache Praxis war wohl auch der Grund, warum er mit seinen Absichten auf Clara so lange noch hinter dem Berge hielt. Diese, die ein äußerst ruhiges Herz besaß (um nicht zu sagen gar keines), ließ sich's in allem Gleichmuth gefallen, für die Angebetete des Doctors zu gelten, und that nichts dazu und nichts davon. Der Doctor, ein heiterer und angenehmer Gesellschafter, war im Amtshaus von Alt und Jung jederzeit gern gesehen; sogar Sophie, die sonst selten dazu zu bringen war, nahm und gestittet an gebildeter Gesellschaft Theil zu nehmen, ließ sich herbei, wenn er da war, und brachte manchmal Einfälle zu Tage, die noch geschmeidiger waren, als die Gesichter der Cousine Clara, so daß die Mutter dachte, wenn's mit dem Doctor und der Clara einmal Ernst geworden sei, so müsse man die Sophie auf einige Zeit hinüber thun zu ihnen, der Doctor bringe noch am ehesten etwas an sie hin.

Recht wunderbarlich wars, daß auch Sophie, sonst ein Bild der Gesundheit und des Lebens, doch eines Tages nach einer Schlittensfahrt, wo der Doctor Clara geführt hatte, die auf des Vaters Wurstschlitten nicht mehr Platz gefunden, bleich aus sah und über Kopfschmerz klagte. Trotz ihres Sträubens schickte die Mutter nach dem Doctor, der, wie billig, diesen Fall nicht leichter nahm, als die frühern im Hause. Er dachte an allerlei bedenkliche Wendungen, die die Krankheit möglicher Weise nehmen könnte, und verordnete das Gehörige. Die Mutter ließ sich's nicht nehmen, bei Sophie zu wachen, die aber die ganze Nacht steifschief schlief und frisch und rothwangig erwachte. Die Mutter erlaubte ihr aber durchaus nicht aufzustehen, bis der Doctor dagewesen; der kam auch in aller Frühe angeritten, und fand trotz sorgfältigen Forschens wenig Krankheits Spuren mehr. „Nur noch ein etwas rascher Puls, und die dunkelrothe Gesichtsfarbe, die sich gestern schon zeigte, ist mir bedenklich; wir wollen doch einmal sechs Blutegel ansetzen.“ — Mußte also die arme Sophie ihr tiefes Erröthen beim Eintritt des jungen Doctors mit dem Biß von sechs Blutegeln büßen.

Nicht lange nach dieser glücklich überstandenen Lebensgefahr der Sophie kam eines Abends der Doctor in besonders frohlicher Laune in's Amtshaus, um den Freunden zu verkünden, daß er endlich eine lang ersehnte Anstellung mit Wartgeld (die Mediciner sind doch die einzigen Leute in der Welt, die für das Warten noch bezahlt werden) erhalten habe. Sie freuten sich herzlich über sein Glück, ob schon's dem Vater leid that, den geselligen Nachbar zu verlieren. Die Mutter dachte bei sich: wie

ärgerlich, daß die Clara heute nach B. in's Casino gehen mußte, der Doctor hätte gewiß gern gleich sein Wort angebracht! und besann sich, ob sie zur Aussteuer den Sattler in's Haus nehmen, oder Alles auswärtig machen lassen wolle. Die Sophie aber war unvermerkt abhanden gekommen, wahrscheinlich weil sie dachte, es wäre schicklich, dem Doctor zu gratuliren, und doch nicht wußte, wie. Erst als der Doctor nach ungebührlich langem Verweilen sich zum Gehen anschickte, trat sie im Hintergrund auf. Sie leuchtete ihm auf die Treppe, da bat sie der stets noch zögernde Doctor, ihm doch ihre jungen Seidenhasen zu zeigen (Sophie hielt stets eine kleine Menagerie). Obgleich es ziemlich spät war, zeigte sich das Mädchen doch bereit und ging mit ihm in das untere Stübchen, das ihr dazu eingeräumt war. Die Mutter meinte, es schickte sich doch nicht so recht, der Vater aber sagte lachend: „Laß sie nur machen.“

Nicht lange stand's an, so hörte man den Doctor die Hausthür zuschlagen und, obgleich er dießmal zu Fuß gekommen war, im hellen Galopp davoneilen. Sophie aber stürzte mit glühendem Gesicht die Treppe hinauf und in's Zimmer. — „Was ist's, was giebt's, was ist dir begegnet?“ fragte der Vater. — „Ach, so etwas ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht begegnet!“ rief Sophie. — „Ja, was denn?“ fragte die Mutter. — „Der Doctor will mich heirathen!“ stieß Sophie heraus und hob an zu weinen, weil sie im Augenblick schlechterdings nichts Anderes zu thun wußte. — „Das ist mir ein sauberer Patron, fuhr der Vater mit gut gespielmtem Zorn auf; „spricht dem unschuldigen Kind da vom Heirathen und bringt mir's zu bitteren Thränen! Dem will ich meine Meinung sagen, und das sogleich; dem werde ich einen Brief schreiben, den er nicht an den Spiegel steckt!“ Und auscheinend höchst aufgebracht ging er auf seine Stube.

Noch war er nicht lange dort, als Sophie eintrat, ihre Augen waren schon getrocknet. „Vater,“ fing sie schüchtern an, „ich meine, du solltest doch nicht gerade einen Boten fortschicken mit dem Brief an den Doctor, es . . . es . . .“ — „Ei warum das nicht, du armes, gekränktes Kind?“ — „Es . . . es . . . kostet so viel Porto!“ sagte Sophie in höchster Verlegenheit. — „O, du sparsames Kind,“ lachte der Amtmann in höchstem Vergnügen, „was für eine gute Hausfrau wirst du werden! Ja, ja, so lassen wir's denn einstweilen gehen, weil es so viel Porto kostet, bis wir's dem Doctor mündlich sagen können, daß man mit siebzehnjährigen Kindern noch nicht vom Heirathen spricht.“ — „Ja, aber die Großmutter war erst sechzehn!“ meinte Sophie und ergriff eiligst die Flucht. —

Nun, der Doctor ist wieder gekommen, und sie haben sich Alle zusammen mündlich verständigt, auch hat er der Sophie keine Bluteigel mehr gesetzt, obgleich ihr Gesicht noch dunkler glühte als damals. — Die Hochzeit wurde, wie billig, noch etwas verschoben, aber es gab ein fröhliches Verlobungsmahl, ehe der Doctor abzog. Clara war freilich auf's Höchste überrascht durch die Neuigkeit, doch schickte sie sich mit gutem Anstand in den Verlust ihres Anbeters; sie gab seiner Zeit eine hübsche Brautjungfer und tröstete sich binnen Kurzem an der Seite eines langbeinigen Gerichtsactuars.

Ob der Doctor der Sophie Schiller und Goethe noch beigebracht hat, ist mir nicht bekannt, aber so viel weiß ich, daß sie nie das unerhörte Ereigniß beklagt hat, das ihr damals zugestoßen, und daß sie nie bereute, jenen Botenlohn erspart zu haben.

### © Gewissenhaftigkeit.

Es ist nichts weniger als eine große Beobachtungsgabe erforderlich, um in unserem Umgangsleben an jedem öffentlichen Orte Stoff zu diesem oder jenem kleinen Artikel über irgend einen mangelhaften Zustand unseres Handelns und Denkens zu finden. Der oberflächlichste Beobachter wird sich bald in den Fall versetzt sehen, der modernen Gewissenhaftigkeit nicht den un-

bedeutendsten Platz in der Reihe seiner Beobachtungen anzuweisen. Uraalt ist zwar die Anekdote von dem Juden, welcher gesagt haben soll: „wozu hat man den falschen Eid, wenn man ihn nicht schwören darf?“ sie ist aber in der Jetztzeit dennoch stets neu, ohne daß man vorher diesen Juden aus dem Grabe herausbeschwören dürfte, um aus seinem Munde jenen Ausdruck vernehmen zu können. Tausend andere Lippen steht man sich zu jener Aeußerung öffnen. Wollte ich von politischer Gewissenhaftigkeit sprechen, so müßte ich bei dieser Gelegenheit der über Taleyrand erzählten Anekdote gedenken, welcher gegen Ludwig Philipp bei der Eidleistung geäußert haben soll: „Sire, das ist der dreizehnte.“ Wir wollen nur der im alltäglichen Zusammenleben uns begegnenden Gewissenhaftigkeit einiges Augenmerk schenken. Muß es einem nicht oft vorkommen, als ob sich die moderne Gewissenhaftigkeit etwa folgende Gesetze gemacht habe?

Wem eine Henne in den Weg läuft oder gejagt wird und er rupft sie nicht, der ist dumm oder sogar gewissenlos.

Wer einem Ochsen begegnet, dem er das Joch nicht aufbindet, der ist dumm oder sogar gewissenlos.

Wer einem Pferd begegnet, und er spannt es nicht an seinen Wagen, der ist dumm und sogar gewissenlos.

Wer zu einem Esel kommt, und er zieht ihm die Haut nicht herab, der ist dumm oder sogar gewissenlos.

Wem ein Schaf in den Weg kommt, und er scheert es nicht bis aufs Blut, der ist dumm und sogar gewissenlos; u. s. w. u. s. w.

Kurz und gut, die Gewissenhaftigkeit hat bald ihren Werth in unserm Zusammenleben so sehr verloren, daß sie ohne großes Bedenken mit der Dummheit in gleiche ehrenwerthe (?) Kategorie gestellt wird. Man treibt mit der Pfliffigkeit oder — um es besser verständlich zu sagen — mit dem Betrüge und der Falschheit nicht weniger Wucher als mit dem Geld. Man wird so klug, daß man jede Gewissenlosigkeit zu beschönigen weiß. Der Eine meint: Der König David verführte das Weib des Urias, sang Psalmen und wird doch als sehr fromm gepriesen. Ein Anderer sagt: Salomo hatte eine ganze Legion Rebsweiber und wird doch noch Jahrhunderte hindurch als der Weise gelobt werden. Ist dieses und Aehnliches nicht die ebenso verständ- als schamlose Philosophie von Tausenden? Ihr eigenes Herz kann sie nicht mehr verdammten, denn es ist süßlos geworden wie ein Stein. Man weiß es gar wohl, daß die Dummheit immer und zu allen Zeiten auf Erden eine große Rolle spielte und spielen wird, und daß sie der Menschheit so nothwendig geworden ist, als dem Frosch der Sumpf; aber trotzdem ist und bleibt es eine betäubende Erscheinung, daß es in unserm geselligen Leben so weit gekommen ist, daß die einzelnen da und dort noch sich findenden gewissenhaften Menschen oft der uneigennützigsten Handlungen und des aufrichtigsten Benehmens wegen als Dummköpfe verlacht werden. Wer daran zweifelt, daß dieses in unsern Tagen geschieht, der bemühe sich nur, an öffentlichen Orten die Ohren zu öffnen. Wo die Tugend verspottet wird, da verschwindet sie aus der Welt und schiebt zu den Sternen.

### Verbrechen und Verhaftung.

Galizisch-Podolien, den 13. August. Auf dem Markte in Bbaraz verkaufte ein Bauer ein Paar Ochsen. In der Besorgniß, das gelöste Geld etwa zu verlieren, weil er sich eines Räuschleins bewußt war, band er es seiner Tochter, einem jungen Mädchen, um den Leib, und verließ den Markt. Beide zogen hart an einem Walde vorüber, als plötzlich ein Bauer aus dem Gebüsch, wo er sich verborgen hielt, hervortrat und ihnen den Weg im gebieterischen Tone: „Das Geld her oder das Leben!“ absperrete. Der Vater betheuert, daß er kein Geld mit sich führe; allein der Räuber, der schon im Voraus von Allem gut unterrichtet war, packt den sich vergebens Behrenden bei den Haaren und zieht ihn in das dunkle Dickicht des Wal-

des hinein, wobei augenblicklich zwei Genossen, gleichfalls Bauern, aus dem Verstecke zu Hülfe kamen. Die Tochter sieht nun von der Ferne, daß ihr Vater auf die gräßlichste Art gemordet wird. Erschrocken ergreift sie die Flucht und stürzt zufällig in eine am Saume des Gehölzes liegende Bauernhütte, welche dem Waldheger zur Wohnung dient. Ausser Athem, bleich und bebend, wirft sie sich da einem Weibe in die Arme, überreicht demselben nach einer kurzen und verworrenen Schilderung des ganzen Unglücks das gerettete Geld zur Verwahrung und steht mit thränenfeuchten Augen um einen sichern Zufluchtsort. Kaum, als das Weib das Geld in die Truhe, das Mädchen aber in die anstoßende Kammer sperrte, tritt der Waldheger, ihr Mann — und des Vaters Mörder! — mit jenen zwei Gehälfen in die Stube und erzählte dem Weibe in verdrießlichem Tone die ohne günstigen Erfolg verübte blutige That. Allein die Berätherin zieht mit fröhlichem Lächeln das ihr anvertraute Geld hervor und deutet mit der Hand auf die Kammer. Nun athmeten die Wichte freier auf, denn Todesangst peinigte sie gewaltig, von dem entflohenen Mädchen verrathen zu werden. Nach langem Rathen kamen sie endlich überein, die Unglückliche im Backofen zu verbrennen, um sich gegen alle Gefahr des Veraths sicher zu stellen. Sie legen Hand ans Werk. Die Vorbereitungen beginnen; schon steigen schwarzdichte Rauchwolken aus dem Kamin empor, hoch lobert die Flamme im erglühten Ofen — während das arme Geschöpf, dem keine Sylbe von der stattgehabten schrecklichen Unterredung entfallen war, die Thüre von Innen in höchster Verzweiflung arrammelt, ein Loch in die Wand, welche zum Glück von Lehm war, bricht, und zum zweiten Male in der schleunigsten Flucht ihr Heil sucht. Wer vermag aber die Größe der Freude zu schildern, die sie in jenem Momente empfunden, als zwei Gensdarmen zufälligerweise auf sie stießen. Nach erhaltener Kenntniß des Geschehenen eilten sie unverzüglich in die Hütte, wo die drei Unmenschen eben mit dem Ausbrechen der Thüre, die in die Kammer führte, beschäftigt waren. Ohne Widerstand wurden alle drei gefesselt und den Händen der Gerechtigkeit überliefert.

### Der Haushund und die Bruthenne.

„Faule! schimpfe ein Hund eine brütende Henne,  
„Eigelt, indeß ich stets bellend im Hof herum renne.“  
Drauf die Henne: „Viel Schreien macht es nicht aus,  
Während du nichts thust und bellst, bring ich Hühner in's Haus.“

### Miscellen.

× Wir fühlen den Druck, der auf uns lastet, aber nicht denjenigen, den wir ausüben.

× Wer die Rechtsphäre des Nächsten, auch des Ungläubigen nicht ehrt, kann nie ein guter Christ seyn.

× Das Vergnügen gleicht der scheuen Gazelle. Je schneller du ihr nachjagst, desto schneller flieht sie.

× Erfindungen seit Christi Geburt. Um das Jahr 70 nach Christi Geburt. Erste Erwähnung der Kunst: Gold und Silber durch Quecksilber zu scheiden; mit Amalgama zu vergolden; — Glas am Rande zu schleifen; Diamantstaub zum Schleifen und Schneiden anderer Steine anzuwenden. Plinius, gestorben 79, braucht Kugeln, mit Wasser gefüllt, als Brenngläser; kennt den Salmiak und das elektrische Feuer des Bernsteins; beschreibt den Torf als ein Brennmaterial der Chazzen; gibt schon die wahre Ursache der Ebbe und Fluth an. Die Seife nennt er eine Erfindung der Gallier, doch ward die deutsche von den Römern vorgezogen, welche sie, nach dem Beispiel beider Völker, Anfangs nur zum Färben des Haars brauchten. (Fortsetzung folgt.)

× Geschichtskalender. Daß die Nachrichten in früheren Zeiten nicht für ehrlich gehalten wurden, ist bekannt. Am 30. August 1719 fragt der Magistrat von

Reutlingen bei dem von Stuttgart an: „wer daselbst den den Scharfrichter zu Grabe trage?“ — Dieser antwortete darauf: „daß der letztere Scharfrichter alhier ausgewiesen, dessen Antecessor aber von den Franzosen erschossen, und bei Nacht beerdigt worden; so viel man aber Nachricht hat, so ist Andreas Bickel (der dritte Scharfrichter) von denen Rothgerbern und andern Handwerksleuten, bei denen er schaffen lassen; der zu Heilbronn von Schanden, Wagern, Beckern und einem Sattler, und der zu Mosbach, auch von solchen Handwerksleuten, in specie einem Hutmacher, hinausgetragen worden.“ (N. L.)

### Maritätenkäulein.

○ Ein Ausschnieder sagte: „Ich brauche den Chimborasso zum Zahnstocher, den Schwarzwald zur Kleiderbürste und spüle mir den Mund mit der Nordsee aus.“

○ Die Leihbibliothek als Correspondenzmittel. Ein Liebespärchen zu L., das wahrscheinlich selten zusammenkam, fand Mittel und Wege dadurch, sich gegenseitig zu schreiben, indem sie aus einer Leihbibliothek Bücher entnahmen, die nur höchst selten geliehen wurden. Unter den Umschlag des Buchs wurde ein feines Brieflein gesteckt; der liebesüchtige Herr holte dann das Buch und versäumte nicht, baldigst ein Gleiches zu thun. So merkte Niemand etwas von der heimlichen Correspondenz, bis ein Zufall zu der Entdeckung führte.

○ Ein Wiener Stutzer rühmte sich, daß er bei dem verfloffenen Carneval 104 Hälse mitgemacht, 128 Paar Glacehandschuhe verbraucht und 325 Dyabillen geranzt habe. Mit welcher ausgezeichnetem Nutzen könnte dieser fußkräftige Jüngling in einer Treitmühle verwendet werden.

○ Die Nachkommen eines vor hundert Jahren Gehängten verlangten von dem Ortsgeistlichen einen Todtenschein. Der Pfarrer wollte die Todesart des Ahnherrn nicht gern mit dürren Worten niederschreiben, weil die Familie in Ansehen stand! Er schrieb daher Folgendes: „Ich bescheinige hiermit, daß N. N. im Jahre 1752 seelig verstorben ist, nur muß ich bemerken, daß er gegen das Ende ein wenig gezappelt hat.“ — So muß man sich zu helfen wissen.

○ Ungeheuer und geschickt zu gleicher Zeit. Ein Engländer, welcher bei dem Fürsten Kaunitz speiste, versah es und warf ein Glas Rothwein um. Der Fürst fuhr auf: „Ist das Sitte in England?“ — „Nein,“ erwiderte der Engländer kalt, „aber wenn es einmal geschieht, thut der Wirth, als sähe er es nicht.“

○ Ein sehr heftiger Commandeur sagte einst zu einem Offizier vor der Fronte, nachdem er absichtlich Gelegenheit gesucht, ihm einen Vorwurf zu machen: Herr! es wird sich noch über Ihrem Horizont ein schweres Donnerwetter zusammenziehen. Der Offizier, der mit gezogenem Degen vor ihm stand, hob diesen in die Höhe und erwiderte kalt: „Herr Oberst, ich habe hier einen Blitzableiter!“

### Zogograpph.

Mit B mach' ich das Schwache stark;  
Mit F gar oft verdeckt im Quark;  
Mit H beschimpfend, doch von Nutzen;  
Mit k wird Böses schlimmer noch;  
Mit N nicht gut, das Licht zu puzen,  
Mit r nicht leicht ein Ofenloch.  
Mit S ein Weg, doch nicht für Wagen;  
Mit w mußt Du die Frau nicht schlagen.  
Mit gar nichts der Begriffe Kitt;  
Man leimt, doch reimt nicht gern damit.

Auflösung des Zogograpphs in Pro. 69:

T h a u. H a u t.